



Die Kunst des Hörens

Ein Symposium mit Festival zur
Geschichte des Musikhörens

Eine nackte Halle, schwarz die Wände, kaltblau das Licht. In der Mitte ein Kubus, ein magisches Zentrum, das das Publikum anzieht und wieder abstößt. Als die Scheinwerfer beginnen, Leuchtkreise auf den Boden zu zeichnen, tönt ein leises Brummen aus den Lautsprechern. Bald wächst es zu einem tiefen Dröhnen heran, dringt von allen Seiten ins Ohr, in den Magen. Die Luft vibriert. Es ist der Auftakt zur „Radialen Nacht“ im Berliner RADIALSYSTEM V – klanggewaltiger Abschluss eines ungewöhnlichen Symposiums über die Geschichte des Musikhörens.

VON ANTJE HORN-CONRAD

Christian Steinhäuser hat mit seinem musikalischen Experiment „Delusions II“ eine „auditive Wahrnehmungsstörung“ komponiert. Erzeugt von einem 3D-Audio-System, bringt es die menschlichen Hörgewohnheiten an ihre Grenzen. Eine Verunsicherung, die das Publikum provoziert darüber nachzudenken, was Musikhören heute eigentlich bedeutet. Nicht nur Musiker und Komponisten beschäftigt diese Frage, sondern zunehmend auch die Wissenschaft. Christian Thorau, Professor für Musikwissenschaft an der Universität Potsdam, und Dr. Hansjakob Ziemer vom Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin haben deshalb im Rahmen des „Festivals des Musikhörens“ zum internationalen Symposium „The Art of Listening“ in das RADIALSYSTEM V eingeladen.

Rund einhundert Historiker, Musik- und Kulturwissenschaftler aus Europa und den

USA kamen im Sommer an diesen ungewöhnlichen Konferenzort, um über Trends und Perspektiven einer Geschichte des Musikhörens zu diskutieren. Hierbei hat es, so Christian Thorau, innerhalb der letzten 15 Jahre einen deutlichen Perspektivwechsel gegeben. „Wurde die Art des Hörens bislang von der Musik aus versucht zu erklären, so rückt nun der Rezipient viel stärker in den Mittelpunkt.“ Die Frage ist nicht mehr, wie eine Komposition auf einen als ideal angenommenen Hörer wirkt, sondern was der Einzelle mit der Musik verbindet, welche kulturellen und sozialen Funktionen das Musikhören und die Musik selbst erfüllen. Und das ist in der Geschichte einem permanenten Wandel unterzogen, sagt Thorau. „Wollte man im 19. Jahrhundert Musik hören, musste man anwesend sein, wenn jemand spielte. Heute passt eine ganze Oper auf einen iPod. Jeder kann überall und zu jeder Zeit Musik hören, unabhängig von der Produktion.“

Dass Musik beliebig reproduzierbar und konservierbar ist, hat die Rezeptionsweise nachhaltig verändert: Vom Radiowecker über den Sound im Supermarkt bis zum abendlichen Joggen mit Kopfhörern zieht sich Musik durch den Alltag. Welche Konsequenzen sich daraus für die Musikerziehung ergeben, diskutiert Christian Thorau häufig mit seinen Studierenden, die als künftige Lehrer die Kulturtechnik des Musikhörens vermitteln werden. „Wichtig ist, dass die Schüler differenziert hören lernen, um auch komplexere Strukturen wahrnehmen und empfinden zu

können.“ Thorau ist davon überzeugt, dass nur, wer selbst für die Vielfalt des Musikhörens sensibilisiert ist, dies auch an andere weitergeben kann. Deshalb hat er seine Studierenden bewusst in das Rahmenprogramm zum Symposium einbezogen. In der „Radialen Nacht“, in der verschiedene Konzerte und Klangexperimente zu hören waren, präsentierten sie den Besuchern eine audio-visuelle Installation zur Geschichte des Musikhörens. Gemälde und Fotografien aus verschiedenen Epochen wurden mit Sounds unterlegt, die die Klänge der historischen Hörsituationen rekonstruierten. So versetzte die Malerei auf einem griechischen Weingefäß den Besucher in eine Höhle, in der thrakische Krieger andächtig dem Gesang des Orpheus lauschten. Die Abbildung zweier Laute spielender Edelleute führte in die Klangwelt der Renaissance, während munteres Geplauder das Bild des musikalischen Salons im 18. Jahrhundert untermalte. Frenetischer Beifall und Bravorufe standen als akustische Kulisse für die großen Konzerte und Opern des 19. Jahrhunderts. Ekstatisch und laut wurde es schließlich bei den Rockkonzerten, in denen Musik nicht nur gehört, sondern unter Einsatz des ganzen Körpers erlebt wurde.

Die hämmernenden Beats erinnerten an die „Wahrnehmungsstörung“ vom Beginn der „Radialen Nacht“, die mit Bachs Partita d-Moll – in verschiedenen Inszenierungen von der Barockviolinistin Leila Schayegh gespielt – dann doch noch einen versöhnlichen Ausklang fand. Eine gelungene Verbindung von Kunst und Wissenschaft.